

Irrungen, Wirrungen: Käthe von Sellenthins »Irrungen, Wirrungen«

1

Im 3. Ehejahr von Käthe von Sellenthin und Botho von Rienäcker beginnt es die Mütter der beiden zu beunruhigen, daß die junge Frau noch keine Kinder hat, und so wird »nach beiläufig sehr kostspieligen Untersuchungen« - kommt Botho die Reise schon vorher teuer zu stehen? - »eine vierwöchentliche Schlangenbader Kur als vorläufig unerlässlich« angesehen, über die Käthe, wie über alles, nur lacht, »es sei so etwas Unheimliches in dem Namen und sie fühle schon die Viper an der Brust« (114), Scherzworte voller Hintergründigkeit, denn Käthe verwendet den Namen ihres Kurortes, um mit sprichwörtlichen (sich eine Natter am Busen großziehen) oder mit biblischen Assoziationen (Paradies und Sündenfall) zu spielen. Daß es sich hier nicht um willkürliche Überdeutung handelt, geht aus einem Brief Fontanes selbst hervor. Er erläutert am 15. 2. 1888 an Emil Schiff, daß die naive und exakte Wiedergabe der Wirklichkeit nicht sein künstlerisches Ziel sei und gibt als eines der Beispiele: »Schlangenbad ist nicht das richtige Bad für Käthes Zustände; ich habe deshalb auch Schwalbad noch eingeschoben.«¹ Nicht also die Realität legt Ort und Namen fest, den Fontane wählt, sondern umgekehrt: Der Name, auf den es ankommt, zwingt dazu, noch einen zweiten Ort einzufügen, um der Realität Genüge zu tun. Der Fontaneleser weiß, wie gern gerade dieser Autor mit Namen und ihrer Bedeutung spielt, und er begegnet in *Irrungen, Wirrungen* dem Motiv der Paradiesesvertreibung, bei der unerlaubte Sexualität eine Rolle spielt, nicht zum ersten Mal. Als Botho mit seiner unstandesgemäßen Geliebten Lene Nimptsch einen Wochenendausflug nach Hankels Ablage macht und sich mit dem Wirt unterhält, der von der überraschenden Berliner Touristengruppe erzählt, lobt Botho die momentane Stille, in der man »wie im Paradies« schlafen könne - auch dies wieder hintergründig genug, wenn man bedenkt, daß Botho und Lene dort gemeinsam übernachteten - und fährt dann fort: »Hoffentlich wird sich kein Spreadampfer mit zweihundert- undvierzig Gästen für heute nachmittag angemeldet haben. Das wäre dann freilich die Vertreibung aus dem Paradies.« (76) Sein Traum vom Paradies ist kurz, denn wenig später wird durch das Erscheinen seiner Kameraden und ihrer »Damen« die Zweisamkeit des Liebespaares gestört. Den Leser darf das nicht verwundern, denn schon zum zweiten Mal ist Botho mit Lene auf einem Abstellplatz, einem »Stapelplatz, »Ablage« für alles, was kam und ging« (69 f.) - so erklärt der Wirt die Bedeutung von Hankels Ablage - gelandet. Schon der Spaziergang nach Wilmersdorf ist dafür voller Zeichen: Vor einer »Bildhauerwerkstatt« liegen allerlei »Stuckornamente, namentlich Engelsköpfe [...]

in großer Zahl umher« (52); Lene rät die Kegelwürfe richtig, einmal Sandhase und einmal alle neune, d. h. es gibt nur alles oder nichts für sie und Botho; beim Greifenspielen kann »Lene wirklich nicht gefangen werden« (55); und zum Ausruhen - hier taucht das erwähnte Motiv zum erstenmal auf - setzen sie sich »auf einen hier seit dem letzten Herbst schon aus Peden und Nesseln [!] zusammengekartten Unkrauthaufen« (53). Die Idylle von Bothos und Lenes Liebe wird also von Anfang an auf Abstellplätzen angesiedelt. Die möglichen Illusionen des Paares werden durch Fontanes Darstellung selbst untergraben. Daß für die gesellschaftlich unmögliche Beziehung zwischen Botho und Lene die Paradiesesvertreibung beziehungsweise wirkt, liegt auf der Hand; was aber hat das Wort Schlangenbad mit seinem sündigen Hintergrund mit Käthe zu tun, der sorglosen, immer heiteren Käthe, »die Capricen und üble Laune gar nicht zu kennen schien. Wirklich, sie lachte den ganzen Tag über, und so leuchtend und hellblond sie war, so war auch ihr Wesen.« (99) Und doch täuscht diese Beschreibung über andere Züge in Käthes Charakter hinweg, die sich aus der Darstellung ihres Schlangenbader Aufenthalts allerdings erschließen lassen, wenn man die Doppelbödigkeit von Fontanes Text, seinen »disguised symbolism«² durchschaut. Das Charakteristische an Fontanes Romanen ist ihre Doppelbödigkeit. Was wie schlichte Wiedergabe der Wirklichkeit erscheint, ist ein dichtes Gewebe von indirekten Kommentaren zum Geschehen, die dessen eigentliche Bedeutung enthalten. Die sinnhaft erfahrbare und detailliert beschriebene Realität wird zum Medium von Bedeutung, So entsteht eine Struktur von zwei Ebenen. In Gestalten, Handlungsorten und -elementen, in Gegenständen und erwähnten Kunstwerken oder historischen Figuren, in Zitaten und Namen sind Sinn und Botschaft der Bücher, oft auf subtilste Weise maskiert, eingelagert. Nicht zu Unrecht hat Fontane gerade bei *Irrungen, Wirrungen* gebeten, »auf die hundert und, ich kann dreist sagen, auf die tausend Finessen zu achten, die ich dieser von mir besonders geliebten Arbeit mit auf den Lebensweg gegeben habe«.³

Schon aus diesen wenigen Details aus *Irrungen, Wirrungen* geht hervor, daß Käthe von Sellenthin keineswegs ein bloßes Klischee, ein bloßer Schatten ist, die ungeprägte, alberne junge Adlige im Gegensatz zur reifen Lene.⁴ So sehr die Liebesbeziehung zwischen Botho und Lene, die zur Hoffnungslosigkeit verurteilte Affäre zwischen dem Aristokraten und der Näherin das Zentrum des Romans bildet, so wenig darf übersehen werden, daß der Abschied beider voneinander schon im 15. Kapitel stattfindet und damit mehr als das letzte Drittel des Romans anderen Personenkonstellationen gehört. 2 Kapitel hindurch, das 16. und 17., werden die sich von nun an getrennt entwickelnden Lebensläufe Bothos und Lenes noch nebeneinander dargeboten: Jeweils die Hälfte dieser Kapitel ist halb mit Bothos und halb mit Lenes Erlebnissen ausgefüllt, dann konzentriert sich der Autor bis auf 2 Ausnahmen ganz auf Botho. Das 19. Kapitel gehört noch einmal fast ausschließlich dem Sterben von

Frau Nimptsch, und im 26., dem Schlußkapitel, erlebt der Leser auf gut einer Seite Lenes Trauung.

Aber schon die Formulierung »der Autor konzentriert sich fast ausschließlich auf Botho« entspricht den Tatsachen eigentlich nicht, denn mehr und mehr rückt der Kuraufenthalt seiner Frau in Schlangenbad in den Vordergrund, der in seiner ausführlichen Detailliertheit in einem Roman dieser Kürze als bloßes Genrebild nicht zu rechtfertigen wäre. Man könnte nämlich durchaus behaupten, daß vom 16. bis 26. Kapitel Käthes Kur mit Vorbereitung und Rückkehr die eigentliche Handlung bildet.

Zu fragen ist also nach der Funktion dieser Gestalt und ihrer Erlebnisse; und wenn man einmal Fontanes Technik erkannt hat, die Bedeutung von Handlung im szenischen Detail und durch das szenische Detail mitzuteilen, dann stellt sich heraus: Käthe von Sellenthin ist eine künstlerisch sorgfältig und zielbewußt gestaltete Figur und hat ein eigenes Schicksal. Sie wächst über ihre eigenen Irrungen, Wirrungen in die Ehe mit Botho hinein, wie umgekehrt dieser während ihrer Abwesenheit zum Ehemann reift. Er empfängt Gideon Franke, erfährt also von Lenes geplanter Heirat, legt einen Kranz auf Frau Nimptschs Grab nieder und spielt sich anschließend als Familienvater auf. Schlangenbad schildert Käthes Prozeß des Reifwerdens zur Ehe. Die Kinderlosigkeit beider in den ersten Ehejahren ist Ausdruck der Tatsache, daß beide die Ehe eigentlich noch nicht akzeptiert haben.

2

»Käthe« - so beginnt das 19. Kapitel und damit die Reise nach Schlangenbad - »zog zwischen Berlin und Potsdam schon die gelben Vorhänge vor ihr Kuppelfenster, um Schutz gegen die beständig stärker werdende Blendung zu haben, am Luisenufer aber waren an demselben Tage keine Vorhänge herabgelassen, und die Vormittagssonne schien hell in die Fenster der Frau Nimptsch und füllte die ganze Stube mit Licht« (119 f.). Dieser Gegensatz von Licht und Schatten deutet wohl zunächst soziale Unterschiede an: die adlige Dame setzt sich der Sonne nicht aus, denn sonnengebräunt zu sein, ist ja erst ein Ideal der modernen Frau. Im 19. Jahrhundert war man bemüht, vornehme Blässe zu bewahren. Aber hinter dem Unterschied verbirgt sich mehr, denn die Sonne ist ein Motiv, das die Bedeutung von Käthes Reise zu verstehen hilft, und schon lange vorher wird sie von einem der Offiziere aus Bothos Bekanntschaft im Casino als »weniger Mond als Sonne« (49) charakterisiert.⁵ Sie versucht sich vor der hellen Sonne zu schützen, oder anders gesagt, sie fährt Erlebnissen entgegen, bei denen sie das Licht scheuen möchte. Ganz programmatisch gibt Gideon Franke bei seinem Besuch bei Botho diese Bedeutung des Symbols zu erkennen, wenn er sagt: »Aber jeder Weg muß ein

offner Weg und ein gerader Weg sein und in der Sonne liegen und ohne Morast und Sumpf und ohne Irrlicht.« (132) Käthes Geste wird deutlicher, wenn man beachtet, daß ganz unübersehbar bei ihrer Rückkehr nach Berlin ihr Sonnenschirm wieder eine kleine Rolle spielt: Sie hindert damit einen Blumenstrauß, vom Sitz zu fallen. Kein Wunder, denn das Eigentliche ihres Schlangenbader Aufenthalts wird sie Botho verheimlichen. Dort nämlich hat es einen gewissen Mr. Armstrong gegeben, der unter anderem »immer [...] mit einem großen aufgespannten Sonnenschirm« (155) geht. Wie Käthe Botho ihre Erlebnisse vorenthält, so berichtet umgekehrt auch er ihr seine Beziehungen zu Lene nicht, seine »alten Geschichten« (106), und damit wird der Kontrast dieses Paares zu dem anderen Paar, zu Lene und Gideon, deutlich, denn so wie Gideon den geraden Weg der hellen Wahrheit zu Botho geht, bevor er Lene heiratet, gesteht sie ihm - man beachte dieselbe Formulierung - »all die alten Geschichten« (113). Gideon und Lene also leben in der Wahrheit und brauchen das Licht der Sonne nicht zu scheuen; Käthe und Botho verbergen Aspekte ihres Lebens voreinander und folgen überhaupt den Konventionen. Daher hat Botho bei der Lektüre von Lenes Heiratsanzeige am Schluß des Romans völlig recht, wenn er sagt: »Gideon ist besser als Botho.« (163) Schon die Namen, wie so häufig bei Fontane, deuten darauf hin. Frau Dörr findet, Botho »is ja gar kein christlicher Name« (20), aber wenn man Lene Nimptsch und Gideon Franke nebeneinanderhält, dann erkennt man, daß beide einen biblischen Vornamen - bei Lene erst in der Heiratsanzeige als Magdalene identifizierbar, und auch das nicht ohne Hintersinn: wie ihrem Vorbild im Neuen Testament, der »gefallenen« Frau, sind ihr nun ihre Sünden vergeben - mit einer Variation des Wortes »Deutsch« im Nachnamen vereinigen. Nimptsch ist eine Kurzform des Tschechischen »Nemetsch« und Franke ist eine alte Bezeichnung der Deutschen. Dagegen sind Rienäcker und Sellenthin typisch preußisch-adlige Regionalnamen, und beider Vornamen enthält das überflüssige Dehnungs-h, das Lene in der Rechtschreibung so viele Schwierigkeiten macht, weil sie offenbar im übertragenen Sinn das bloß Dekorative nicht versteht.

Käthe nimmt zwar einen Sonnenschirm mit auf Reisen und bringt auch einen Sonnenschirm wieder mit nach Berlin, aber dazwischen muß auch sie im Licht der Sonne Selbsterkenntnisse machen, denn schon auf der Hinfahrt nach Schlangenbad, so berichtet sie auf der ersten Postkarte an Botho, »hat mir« die kleine Sarah Salinger »bei dem ständigen Umherklettern im Kupee bereits meinen Sonnenschirm zerbrochen« (125). Überhaupt enthalten Käthes Postkarten und Briefe, denen der Autor so viel Platz einräumt, viel mehr als bloße Plaudereien und Nebensächlichkeiten. Sie sind ein Musterbeispiel Fontanescher Doppelbödigkeit und bilden den Schlüssel zu Käthes Wandlung. Die Salingers nämlich, Mutter und Tochter, sind in Wirklichkeit Projektionen von Käthes »Sündenfall«, und angemessen ist daher ihr scheinbar argloser Kom-

mentar, »die Begegnung mit dieser liebenswürdigen Frau war vielleicht kein Zufall in meinem Leben« (126). Die 10jährige Tochter, die den Sonnenschirm zerbricht, ißt auf der Fahrt ständig Süßigkeiten, erst »kleine mit Kirschen und Pistazien belegte Tortenstücke« und dann »Drops«, bis ihr schlecht wird. Käthe findet, es müsse »ein geheimnisvoll naschiger Zug in Sarahs Natur liegen, ich möchte beinah sagen, etwas wie Erbsünde (glaubst Du daran? Ich glaube daran, mein lieber Botho), [...]«. So greifen die Motive ineinander: Sarah wird in Käthes eigener Vorstellung mit der Vertreibung aus dem Paradies verbunden, die den Ausgangspunkt dieser Erörterungen bildete. Aber während Käthe zu Anfang die Tochter unausstehlich und die Mutter reizend findet, ändert sich ihre Einstellung im Laufe des 3wöchigen Schlangenbader Aufenthalts:

Ich finde jetzt die Kleine reizender als die Mutter. Diese gefällt sich in einem Toilettenluxus, den ich kaum passend finden kann, um so weniger, als eigentlich keine Herren hier sind. Auch seh' ich jetzt, daß sie Farbe auflegt, und namentlich die Augenbrauen malt und vielleicht auch die Lippen, denn sie sind kirschrot. Das Kind aber ist sehr natürlich. (127)

Diese gewandelte Einstellung entspricht offenbar Käthes eigener Entwicklung. Was in der kleinen Sarah zunächst ihrer eigenen Arglosigkeit im Umgang mit der Sünde entspricht, ist zum *Bewußtsein* der Sünde geworden, die sich nun in Frau Salinger spiegelt, oder anders gesagt, Käthes harmloses Flirten ist zur Angst vor der ehelichen Untreue geworden, durch die sie gerade reif zur Ehe wird. Wenn sie sich zunächst unbewußt in dem Kinde sieht, transponiert sie später ihre Furcht vor der sexuellen Übertretung in die Aufmachung der Mutter.

Was auf diese Weise, abstrakt formuliert, ein Destillat bildet, ist im Roman selbst wieder nur aus dem Detail, aus den Motivketten zu erschließen. Es darf nicht übersehen werden, daß Käthe selbst bei ihrer Hochzeitsreise in Dresden »die Konditorei am Altmarkt und der Scheffelgassen-Ecke mit den wundervollen Pastetchen und dem Likör« (100) am hübschesten findet und daß Botho während ihrer Abwesenheit zu der Einsicht kommt, seine ersten 3 Ehejahre waren nicht viel: »Ein Bonbon, nicht viel mehr. Und wer kann von Süßigkeiten leben!« (146) Das Genäschige liegt also auch in Käthes Wesen, und mit diesem Motiv wiederum hängt bei ihrer Rückkehr auch der Abschied von Frau Salinger auf dem Bahnhof zusammen, die sagt: »In Preußen hoaben's die Schul' und in Wian hoaben wir die Küch'. Und i weiß halt nit, was i vorzieh'.« Käthe erwidert darauf kryptisch: »Ich weiß es [...] und ich glaube Botho auch.« (151) Daß Botho nun das solide Essen zu schätzen weiß, nachdem er endgültig die Lene-Episode hinter sich gelassen hat, ist nur allzu klar: Als er ihre Briefe verbrannt hat, verlangt er von der Köchin etwas Anständiges zu

essen. Daß Käthe vor ihrer Reise nach Schlangenbad einen Hang zum Verbotenen hat, erzählt sie selbst Botho, als sie mit ihm durchs Zimmer tanzt, eine Szene übrigens, die deutlich eine Parallele bildet zu dem Tanz im Nimptschen Haus, aber dort fordert Botho Lene auf, hier wird er von Käthe aufgefordert. Käthe berichtet von ihrem ersten Ball:

Weißt du, Botho, so wundervoll hab' ich noch nie getanzt, auch nicht auf meinem ersten Ball, den ich noch bei der Zülow mitmachte, ja, daß ich's nur gestehe, noch eh ich eingesegnet war. Onkel Osten nahm' mich auf seine Verantwortung mit, und die Mama weiß es bis diesen Tag nicht. Aber selbst da war es nicht so schön wie heut'. Und doch ist verbotene Frucht die schönste. Nicht wahr? (107)

Überhaupt lebt Käthe gern in der Erinnerung an ihre Jungmädchenzeit, und auf Schlangenbad freut sie sich nur, weil sie dort ihre Jugendfreundinnen Anna Grävenitz und Elly Winterfeld treffen wird. Sie blickt zurück in die unschuldige Kinderzeit. »Der Sinn für Familie, geschweige die Sehnsucht danach, war ihr noch nicht aufgegangen [...]« (106) Ihr Flirten ist daher unschuldig, und die Männer, an die sie sich dabei wendet, sind nahezu beliebig. Mal ist es Serge, »der als einziger Gast geladen war« (101), mal ist Balafre »ihr besonderer Liebling« (115), und auf Soldaten fliegt sie geradezu. »Gardedragoner« und »Gardehusaren« (117), »Brandenburger Kürassiere« und »Füsiliere« (125) - sie redet gern davon. Daß hier Gefahren ihrer leicht verführbaren Natur lauern, könnte schon der Hinweis enthalten, daß ihre Hochzeit »auf dem Sellenthinischen Gute Rothenmoor« (98) stattfindet, denn Rot ist die Farbe der Liebe,⁶ und das Moor erinnert an Gideon Frankes schon zitierte Furcht vor »Morast« und »Sumpf«. In Dresden gefallen ihr neben den Süßigkeiten ein Stück mit dem Titel *Monsieur Herkules* und 2 Gemälde: »Bacchus auf dem Ziegenbock« und »Sich kratzende Hunde«. Auch dies Zeichen, die ihrer Person Profil geben, als sie im Roman noch keine zentrale Rolle spielt.

3

Was aber geschieht mit Käthe in Schlangenbad und erlaubt den Schluß, daß sie reif für die Ehe nach Berlin zurückkommt? Die Versuchung tritt in Gestalt von ... nein, nicht Monsieur Herkules, sondern von Mr. Armstrong mit dem Sonnenschirm - auch er durch seinen Namen als eine Art Herkules identifizierbar - an sie heran und droht ihre Flirterei offenbar zum erstenmal in ihrem Leben in einen wirklichen Ehebruch zu verwandeln. Dabei begreift sie die Sünde und kehrt zu ihrem Mann mit einer panischen Angst vor dem Bösen

und einem tiefen Bedürfnis nach Reinheit zurück. Verfolgen wir die Spuren: Käthe fährt - eins der wenigen exakten Daten in *Irrungen, Wirrungen* - »den 24. Juni, Johannistag« (115)⁷ von Berlin ab. Vergegenwärtigt man sich den Assoziationshorizont von Fontanes Zeit bei diesem Stichwort, dann ergibt sich anhand eines zeitgenössischen Konversationslexikons folgendes:

Johannisfest (Johannistag, Johannisnacht), das von der abendländischen Kirche früh dem Weihnachtsfest gegenübergestellte Geburtsfest Johannis des Täufers (24. Juni), kirchlich jetzt meist am nächstliegenden Sonntag gefeiert; in der morgenländischen Kirche das Fest Johannis Enthauptung (s. d.). Da das J. um die Zeit der Sommersonnenwende fällt, wo in vorchristlicher Zeit im Norden das Fest der Sonnenhöhe gefeiert wurde, so heißt das J. noch jetzt häufig Sonnenwendfest oder Mitsommerfest (engl. Midsummerday, schwed. Midsommarsdag), und viele daran haftende Gebräuche stammen aus heidnischer Zeit. So namentlich das Johannisbad, die Blumenopfer an die Flüsse und die Johannisfeuer, die noch heute in vielen Gegenden am Vorabend angezündet werden und früher oft unter Teilnahme der Obrigkeit und Fürsten auf Markt- und Spielplätzen üblich waren. Man tanzte singend um sie herum, sprang durchs Feuer, die jungen Brautpaare zusammen, um sich von allen bösen, kranken Stoffen zu reinigen, und warf nicht nur Blumen und Kräuter in die Flammen, damit gleich ihnen alles Unglück in Rauch aufgehe, sondern auch Pferdeköpfe, Knochen und selbst lebende Tiere, die einst als Opfergaben gedient haben. In Skandinavien wird die ganze helle Nacht von dem jungen Volk durchjubelt. Die hier und da herrschende Sitte, am J. die Gräber mit Blumen zu schmücken, ist wahrscheinlich von den Johanniskirchhöfen ausgegangen, auf denen an diesem Tag ihr Kirchweihfest gefeiert wurde. Dagegen sind die zahlreichen Mittel, am J. die Zukunft zu erforschen, Überbleibsel aus heidnischer Zeit, wo der Johannistag als sogen. Lostag galt.⁸

Es ist geradezu verblüffend, wie viele der in diesem kurzen Artikel genannten Elemente in Fontanes Roman in Zusammenhang mit Käthes Reise wieder auftauchen und zur Klärung ihrer Funktion und Bedeutung beitragen können. Daß das Johannisfest am Tag des höchsten Sonnenstandes stattfindet, bildet einen weiteren Beitrag zum Motiv des Sonnenscheins, das schon erläutert worden ist. Das junge Volk feiert die Liebe und springt dabei durchs Feuer, an dem sich Käthe zu verbrennen droht. Die Riten der Johannisnacht dienen einem Reinigungsprozeß, und ein solcher Prozeß der Selbsterkenntnis steht im Zentrum von Käthes Kur, denn sie kommt »noch blonder geworden« (128) aus Schlangenbad zurück, obwohl Frau Salinger - darauf wird ausdrücklich hingewiesen - im Gegensatz zu ihrer ebenfalls blonden Tochter »brünett«

(125) ist, so daß Käthe entsprechend dem Projektionsverfahren, nach dem sich ihr Sündenbewußtsein in den Salingers spiegelt, vorübergehend dunkler erscheint. Schließlich beleuchtet der Lexikontext mit dem Hinweis auf die »hier und da herrschende Sitte, am J. die Gräber mit Blumen zu schmücken«, auch die Parallelität von Käthes und Bothos Entwicklung während ihrer Trennung, denn das Blumenopfer bringt Botho am Grab von Frau Nimptsch (s. u.). Daß Käthe »ein Riesenbouquet« mit zurückbringt, »die letzte Huldigung der von der reizenden Berliner Dame ganz entzückten Schlangenbader Hauswirtin« (151), bildet dazu entsprechend dieser Parallelität das Gegenbild, steht aber auch in Beziehung zu dem Sträußchen auf dem Paket mit Lenes Briefen, die Botho samt den Blumen verbrennt: Lenes kleiner Strauß geht, und Käthes großer Strauß kommt. Kaum ist Käthe abgefahren, da entfernt sie sich nicht nur räumlich von Berlin, von der preußischen Hauptstadt, von ihrem Mann. Das ist der Sinn der Orte, von denen aus sie die Postkarten schreibt. Auf der ersten Station ist sie noch auf gut preußischem Gebiet: Brandenburg, wo es demgemäß auf dem Bahnhof von Militär wimmelt. Dann aber schreibt sie aus Hannover, dem ehemaligen Zentrum des welfischen Königreiches, das die Preußen 1867 nach dem Sieg über Österreich, auf dessen Seite die Hannoveraner mitgekämpft hatten, annektierten und wo der Widerstand gegen Preußen noch erheblich war. Käthe selbst weist auf diesen »welfische[n] Antagonismus« in ihrer Karte hin und findet ihn »schmerzlich«. Es muß den Leser deshalb aufs äußerste verblüffen, daß sie nach ihrer Rückkehr Botho Dinge von Mr. Armstrong erzählt, die ihn dazu veranlassen, diesen »verkappter Welfe« zu nennen, woraufhin Käthe, anstatt wie vorher gegen die Welfen Stellung zu nehmen, erwidert: »Gewiß. Und ich stand immer auf seiner Seite, wenn er sich in solchen Sätzen erging.« Käthe also ist zur Welfin geworden und steht damit gegen Botho an der Seite von Mr. Armstrong! Auch der 3. Reiseort Köln weckt eher antipreußische Assoziationen, denn das Rheinland war 1815 nach der Auflösung des pronapoleonischen Rheinbundes Preußen einverleibt worden und hielt das ganze 19. Jahrhundert hindurch als vorwiegend katholisches Gebiet im protestantischen Preußen antipreußische Gefühle wach. Käthe also entfernt sich auch emotional von Preußen, und doch - wohin immer sie fährt: sie bleibt auf preußischem Gebiet und kehrt als bessere Ehefrau zurück. In Köln übrigens wird auch Frau Salinger in den sozialen Kontext eingeordnet, denn sie wird »durch Oppenheims Equipage« (126) vom Bahnhof abgeholt. Soziale Wandlungen deuten sich an: Das jüdische Kapital und der alte preußische Adel im selben Zugabteil, am selben Kurort, wo sich ohnehin eine etwas gemischte Gesellschaft zusammenfindet. Was sie fast aufdringlich auszeichnet, ist ihre Internationalität: der Schotte Mr. Armstrong, die Wienerin Frau Salinger, ein »phänomenal reiche[r] Amerikaner«, ein »absolut kakerlakige[r] Schwede«, eine »phaszinierend schöne Spanierin« (157) und die Russin, »die natürlich gar keine Russin war« (160)⁹ - sie alle sind in

Schlangenbad friedlich vereint, und in ihrer Gesellschaft wird Käthe symbolisch der weiten Welt ausgesetzt, bevor sie in der Heimat ihren Platz sinnvoll einnehmen kann - ein Gedanke, der in Fontanes letztem Roman *Der Stechlin* immer wieder begegnet. Wieder zeigt sich aber hier darüber hinaus, wie parallel Käthes und Bothos Erfahrungen verlaufen, denn dieser begegnet einer ganz ähnlich internationalen Gesellschaft auf dem Weg zum Friedhof.

Mr. Armstrong - so erfahren Botho und der Leser aus Käthes Erzählungen - stammt aus einem schottischen Clan, aus dem sehr viele Mitglieder »wegen Pferdediebstahl von den Engländern, unseren damaligen Feinden, gehenkt worden« sind. Da »die schottische Kriegsführung [...] dreihundert Jahre lang aus Viehraub und Pferdediebstahl bestanden« habe, kann er »nicht finden, daß ein großer Unterschied sei zwischen Länderraub und Viehraub«. Wenn er dies aber - so wird ausdrücklich hinzugefügt - am »Jahrestag von Königgrätz« (156) bemerkt, dann rückt das den entscheidenden Sieg der Preußen über die Österreicher in ein höchst eigenartiges Licht. Das ist Fontanes subtile und subversive Technik des politischen Kommentars, der nur aus dem Kontext zu erschließen ist. In allen Fontaneschen Romanen erschließt sich so immer im Privaten das Gesellschaftliche und im Gesellschaftlichen das Private.

Aber bevor die Textstelle sich ganz erschließt, muß Käthe mit ihrem Bericht über Mr. Armstrong noch weiter das Wort haben:

Er sagte, man müsse nichts feierlich nehmen, es verlohne sich nicht, und nur das Angeln sei eine ernste Beschäftigung. Er angle mitunter vierzehn Tage lang im Loch Neß oder im Loch Lochy, denke dir, solche komischen Namen gibt es in Schottland, und schliefe dann im Boot und mit Sonnenaufgang stünd' er wieder da, und wenn dann die vierzehn Tage um wären, dann mausre er sich, dann ginge die ganze schülbrige Haut ab, und dann hab' er eine Haut wie ein Baby. Und er täte das alles aus Eitelkeit, denn ein glatter egalere Teint sei doch eigentlich das Beste, was man haben könne. Und dabei sah er mich so an, daß ich nicht gleich eine Antwort finden konnte. Ach, ihr Männer! Aber das ist doch wahr, ich hatte von Anfang an ein rechtes Attachement für ihn und nahm nicht Anstoß an seiner Redeweise, die sich mitunter in langen Ausführungen, aber doch viel, viel lieber noch in einem beständigen Hin und Her erging. Einer seiner Lieblingssätze war: »Ich kann es nicht leiden, wenn ein einziges Gericht eine Stunde lang auf dem Tische steht; nur nicht immer dasselbe, mir ist es angenehmer, wenn die Gänge rasch wechseln.« Und so sprang er immer vom Hundertsten ins Tausendste. (156 f.)

So sprang er vom Hundertsten ins Tausendste? Nur scheinbar, denn alle diese Eigenarten des Schotten sind nur im Hinblick auf die Rückschlüsse interessant, die sie auf seine Persönlichkeit erlauben. Er liebt die Abwechslung

und geht aus jedem Erlebnis gehäutet wie die Schlange hervor, von der zu Anfang die Rede war - Schlangenbad [!]. Gewissensskrupel plagen ihn offenbar nicht, ganz gleich, ob er Pferde stiehlt oder angelt oder ißt. Die Übergriffe auf fremdes Eigentum sprechen für sich selbst; die beiden anderen Leidenschaften verdienen etwas genauer betrachtet zu werden, weil sie als Motive wiederum erst im Zusammenhang ihren Sinn hergeben. Daß das Essen von Süßigkeiten oder deftigeren Mahlzeiten Bothos und - projiziert in Sarah Salingers - Käthes Einstellung zur Sexualität kennzeichnet, ließ sich schon aus dem Text erschließen. Im Licht dieser Beziehung dürfte Mr. Armstrongs Bedürfnis nach schnell wechselnden Gängen, die nicht zu lange auf dem Tische sind, keines weiteren Kommentars bedürfen. Käthe hat allen Grund, sich vor dem Schotten in acht zu nehmen; sonst könnte auch sie fremdes Eigentum werden, auf das er übergreift. Ganz ähnlich bezieht sich auch seine Freude am Angeln auf Sexuelles. Was nämlich hat Botho seiner Frau vor der Reise in den Koffer gepackt, und zwar, wie Käthe anmerkt, ausgerechnet, »damit sich meine Phantasie nicht kurwidrig erhitze«? »Ein Buch über künstliche Fischzucht, denn die Neumark, unsere gemeinsame glückliche Heimat, sei seit Jahr und Tag schon die Brut- und Geburtsstätte der künstlichen Fischzucht« (115 f.). Um die Zucht von Fischen, geschweige denn die künstliche, kümmert sich Mr. Armstrong wohl nicht; er angelt schlicht und einfach und erlebt dabei immer eine regelrechte Verjüngung. Daß Käthe nach dieser Gefahr mit den Fischen nach ihrer Rückkehr nach Berlin sogar die Karpfen im Teich des Charlottenburger Schlosses unheimlich geworden sind, kann man ihr nicht verdenken: »und wenn dann ein großer Mooskarpfen käme, so wär' ihr immer, als käm' ein Krokodil.« (158)

4

Überhaupt macht Käthe einen reichlich verschreckten Eindruck, als sie aus Schlangenbad wieder zurück ist. Schon auf der Fahrt vom Bahnhof nach Hause erzählt sie Botho, sie fühle sich als »Matrone«, »sei doch eigentlich eine alte Frau und habe abgeschlossen«. Sie ist froh, wieder in Berlin zu sein, es gebe »so wenig Staub. Ich find' es doch einen rechten Segen, daß sie jetzt sprengen und alles unter Wasser setzen« (152). Der »Staubmantel« (114), den sie ausdrücklich nach Schlangenbad mitgenommen hat, damit er sie vor Staub schützt, hat offenbar seinen Zweck nicht ganz erfüllt. Als ihr, in der Wohnung angekommen, das Dienstmädchen beim Ablegen hilft, sagt sie jedenfalls:

Nun, Minette, hilf mir. Erst den Mantel. Und nun nimm den Hut. Aber sei vorsichtig, wir wissen uns sonst vor Staub nicht zu retten. Und nun sage Orth, daß er den Tisch deckt vorn auf dem Balkon. Ich habe den

ganzen Tag keinen Bissen genossen, weil ich wollte, daß es mir recht gut bei euch schmecken solle. (154)

Auch Käthe hat also wie Botho nun das Verlangen nach solider häuslicher Kost in der Ehe - und zwar offenbar nicht nur im gastronomischen Sinn. Es paßt zu diesem Annehmen ihrer Rolle als Ehefrau, daß der Leser sie jetzt zum erstenmal in dem Roman im Gespräch mit dem Personal erlebt, wie wenig vorher wiederum ebenfalls Botho. Auch in dieser Hinsicht wird Käthe also in den häuslichen Rahmen des Alltags eingefügt.

Nach diesen Bemerkungen spricht sie zunächst mit Botho auf dem Wege über das gläserne Medium des Spiegels, der ja ein Symbol der Jungfräulichkeit ist, vor allem in Verbindung mit der Mutter Gottes. Aber dann umarmt er sie leibhaftig. Daß er dabei »Käthe, Puppe, liebe Puppe« (154) sagt, ist als Beweis dafür ausgelegt worden, daß sie ein bloßes Spielzeug sei und nie in dem Roman wirklich Gestalt als Persönlichkeit gewinnt.¹⁰ Wie falsch diese Behauptung im allgemeinen ist, ist wohl nach diesen Ausführungen evident. Aber auch in diesem besonderen Fall scheint die Folgerung nicht angemessen. Einmal handelt es sich bei der Formulierung »liebe Puppe« um ein Zitat aus Goethes *Faust*. Dieser selbst nennt Gretchen so nach dem Gespräch über Gott in Marthens Garten (Vers 3475), als sie sich vor Mephisto fürchtet, also kurz bevor sie sich sexuell mit Faust einläßt, und daß dieser Gretchen durch die Anrede »liebe Puppe« entpersönlicht, wird man sicher nicht behaupten wollen. Zum anderen ist Lenes frühere Wohnung in der Dörrschen Gärtnerei noch im 17. Kapitel »Puppenhaus« (109) genannt worden. Indem Botho Käthe nun mit diesem Wort anspricht, setzt er sie an Lenes Stelle. Es paßt dazu, daß aus Versehen der Buchstabe »l« bei dem Wort »Willkommen« auf der Begrüßungsgirlande einmal fehlt.

Was an Käthe nach ihrer Rückkehr am meisten auffällt, ist ihre rational völlig unbegründete Furcht. Als sie mit Botho »den Potsdamer Bahnviadukt« überquert, als gerade »ein Kurierzug« darüber »hinbrauste«, sagt sie: »Mir ist es immer unangenehm, gerade drunter zu sein. [...] Und sie seufzte, wie wenn sich ihr plötzlich etwas Schreckliches und tief in ihr Leben Eingreifendes vor die Seele gestellt hätte.« Und es ist genau an diesem Punkt, daß sie Mr. Armstrong zum erstenmal erwähnt, und zwar ohne daß es thematisch irgendwie gerechtfertigt wäre. Aber mehr: Ihre erste Assoziation, die sich mit ihm verbindet, bezieht sich auf die Beerdigungssitten in England, wo angeblich die Toten »fünfzehn Fuß tief begraben« werden. Käthes Reaktion darauf drückt wieder diese namenlose Angst aus: »ich fühlte ordentlich, während er mir's erzählte, wie sich mir der clay, das ist nämlich das richtige englische Wort, zentnerschwer auf die Brust legte.« (153)

Noch am ersten Tag möchte sie einen Ausflug machen, denn:

Die Berliner Luft ist doch etwas stickig und hat nichts von dem Atem Gottes, der draußen weht, und den die Dichter mit Recht so preisen. Und wenn man aus der Natur kommt, so wie ich, so hat man das, was ich die Reinheit und Unschuld nennen möchte, wieder liebgewonnen. Ach, Botho, welcher Schatz ist doch ein unschuldiges Herz. Ich habe mir fest vorgenommen, mir ein reines Herz zu bewahren. Und du mußt mir darin helfen. Ja, das mußt du, versprich es mir. Nein, nicht so; du mußt mir dreimal einen Kuß auf die Stirn geben, bräutlich, ich will keine Zärtlichkeit, ich will einen Weihekuß ... Und wenn wir uns mit dem Lunch begnügen, natürlich ein warmes Gericht, so können wir um drei draußen sein. (158)

Was für eigenartig gewichtige Sätze aus dem Munde der angeblich immer nur dalbernden Käthe, die - man beachte das wohl - Reinheit und Unschuld wieder liebgewonnen hat und nun um alles in der Welt ein reines Herz bewahren möchte, wobei ihr Botho helfen soll. Der letzte Teil ihrer Worte spricht ganz deutlich aus, worin der wirkliche Sinn dieser Passage besteht: Dies ist der eigentliche Moment der Eheschließung zwischen Käthe von Sellenthin und Botho von Rienäcker. Sie empfängt 3 bräutliche Weiheküsse, nicht mehr bloß Zärtlichkeiten. Von nun an ist Käthe in einem wie weit auch immer gehenden Sinne Bothos Frau, und genau in diesem Augenblick und nach einem warmen Lunch - ein weiteres Element des Essensmotivs - machen sie einen Ausflug zum Charlottenburger Schloß, nicht, wie ausdrücklich vermerkt wird, nach Halensee, denn das wäre »noch wieder eine halbe Reise, fast wie nach Schlangenbad«, wohin Käthe ja wahrhaftig nicht zurück kann nach ihren Brautküssen. Das adlig-preußische Paar begibt sich statt dessen zu einem Zentrum preußischer Tradition, wo nach Käthes Worten die blaue Beleuchtung im Mausoleum, dem Ort, wo Königin Luise begraben liegt, »einen immer so sonderbar berühre [...] wie wenn einem ein Stück Himmel in die Seele falle« (158), und wo man, wie Botho seiner Frau erklärt, versuchte, König Friedrich Wilhelm II. »aus den Händen seiner Geliebten zu befreien und auf den Pfad der Tugend zurückzuführen« - ein Schicksal, das auch er erfahren hat. Käthe kann sich immer »in unserem Preußen solche Dinge gar nicht denken« - in Schlangenbad vielleicht eher? - und erinnert sich voller Mitleid an Königin Luise, das Ideal der familienbewußten, häuslichen Preußin, der man zugleich verschiedene Liebesverhältnisse nachsagte. Käthe könnte kaum eine Gestalt wählen, die zugleich preußischen Patriotismus, Weiblichkeit und erotische Seitensprünge so vereinigt und damit ausgezeichnet zu ihr paßt. Und hier in dieser traditions-geschwängerten Atmosphäre gewinnt Käthe nun auch ihre alte Heiterkeit zurück. Der letzte Satz des Kapitels ist ihr altes »Das ist zu komisch«. Es ist nur konsequent, daß das dann beginnende letzte Kapitel mit

dem Satz anfängt: »Bei Sonnenuntergang waren beide wieder daheim.« (159): Käthes Irrungen, Wirrungen sind vorüber.

5

Während in Schlangenbad die außereheliche Sexualität als Gefahr in Käthes Leben einzieht, aber überwunden wird, sagt Botho in paralleler Handlung zur selben Zeit in Berlin seinem Verhältnis mit Lene in zwei Etappen Lebewohl. Im 21. Kapitel legt er auf Frau Nimptschs Grab einen Kranz nieder, und im 22. Kapitel verbrennt er Lenes Briefe. Beide Episoden aber werden nicht lediglich erwähnt, sondern Schritt für Schritt in allen Einzelheiten geschildert, wobei die Details von Handlung und Szene wieder ein Geflecht von Motiven und »disguised symbolism« darstellen, das dem Leser die eigentliche Bedeutung der Vorgänge signalisiert.

Wie Frau Nimptsch gestorben ist, während die Sonne hell ins Zimmer schien, so besucht auch Botho ihr Grab bei starker Sonne. Auch er also - wie zur selben Zeit Käthe - wird zur Sonnenwende ins helle Licht gebracht, und ein Hinweis in seinem Kommentar zu dem Friedhofsbesuch verhilft zum besseren Verständnis dieser Variante des Sonnenmotivs. »Rollkrug und Mittag und pralle Sonne - die reine Reise nach Mittelfrika« (134), sagt Botho, als er aufbricht - ein scheinbar absichtsloser geographischer Vergleich, der aber durch eine ähnliche Bemerkung der Titelgestalt in *Graf Petöfy* als durchaus bedeutungsvoll entschlüsselt werden kann. Graf Petöfy sagt: »Er habe nichts gegen Urzuständlichkeiten, und das letzte, woran er kranke, sei Prüderie, ja das Paradiesische, das Mittelfrikanische, das Mythologische [...] werde niemals von ihm beanstandet werden.« (GP 54) Mittelfrika als paradiesisches Reich der Unschuld also, als Gegenbild zur Prüderie. Was hat Bothos Fahrt zum Friedhof mit diesen Assoziationen zu tun? Sie bilden den ersten Hinweis, daß Botho auf seinem eigenartig verfremdeten Weg zum Jakobifriedhof ins Totenreich gerät und daß die tote Frau Nimptsch in der Paradiesesunschuld des Himmels ist. Zugleich aber charakterisiert die mittelfrikanische Paradiesessonne wohl Bothos eigenen Zustand der Unschuld, denn so wie Käthe in ihrer Sympathie zwischen Mutter und Tochter Salinger schwankt, hat Botho sich nun von seiner sexuellen Beziehung zu Lene weggewendet und seine ausschließliche Aufmerksamkeit der alten Pflegemutter geschenkt. So erwirbt er ein Stück des Paradieses wieder, aus dem er und Lene in Hankels Ablage vertrieben wurden. Bothos Fahrt zum Friedhof ist voller fast traumartiger Szenen. »Das schwarzgekleidete Fräulein«, bei dem er den Immortellenkranz kauft, hat »etwas ridikul Parzenhaftes« (136); nicht einmal die Schere fehlt, mit der sie den Lebensfaden abschneidet. Die gekauften Kränze liegen dann auf dem Sitz der Kutsche wie später Käthes großer Blumenstrauß. Und wie

Käthe in Schlangenbad in eine etwas dubiose internationale Welt gerät, so fährt nun auch Botho durch eine Welt mit Menschen und Gegenständen aus aller Herren Länder, und es scheint, als sei dies die Repräsentation des menschlichen Jahrmarktes an der Schwelle des Todes:

Rechts, auf wohl fünfhundert Schritt Entfernung hin, zog sich ein Plankenzaun, über den hinweg allerlei Buden, Pavillons und Lampenportale ragten, alle mit einer Welt von Inschriften bedeckt. Die meisten derselben waren neueren und neuesten Datums, einige dagegen, und gerade die größten und buntesten, griffen weit zurück und hatten sich, wenn auch in einem regenverwaschenen Zustande, vom letzten Jahr her gerettet. Mitten unter diesen Vergnügungslokalen und mit ihnen abwechselnd, hatten verschiedene Handwerksmeister ihre Werkstätten aufgerichtet, vorwiegend Bildhauer und Steinmetze, die hier, mit Rücksicht auf die zahlreichen Kirchhöfe, meist nur Kreuze, Säulen und Obeliskten ausstellten. All das konnte nicht verfehlen, auf jeden hier des Weges Kommenden einen Eindruck zu machen, und diesem Eindruck unterlag auch Rienäcker, der von seiner Droschke her, unter wachsender Neugier, die nicht endenwollenden und untereinander im tiefsten Gegensatz stehenden Anpreisungen las und die dazu gehörigen Bilder musterte. »Fräulein Rosella das Wundermädchen, lebend zu sehen; Grabkreuze zu billigsten Preisen; amerikanische Schnellphotographie; russisches Ballwerfen, sechs Wurf zehn Pfennig; schwedischer Punsch mit Waffeln; Figaros schönste Gelegenheit oder erster Frisiersalon der Welt; Grabkreuze zu billigsten Preisen; Schweizer Schießhalle:

»Schieße gut und schieße schnell,
Schieß und triff wie Wilhelm Tell.«

Und darunter Tell selbst mit Armbrust und Apfel.

Endlich war man am Ende der langen Bretterwand, und an eben diesem Endpunkte machte der Weg eine scharfe Biegung auf die Hasenheide zu, von deren Schießständen her man in der mittäglichen Stille das Knattern der Gewehre hörte. Sonst blieb alles auch in dieser Fortsetzung der Straße so ziemlich dasselbe: Blondin, nur in Trikot und Medaillen gekleidet, stand balancierend auf dem Seil, überall von Feuerwerk umblitzt, während um und neben ihm allerlei kleinere Plakate sowohl Ballonauffahrten wie Tanzvergnügen ankündigten. Eins lautete: »Sizilianische Nacht. Um zwei Uhr Wiener Bonbonwalzer.« (137 f.)

Ebenso ungewöhnlich wirkt die nun folgende Verkehrsstockung, bei der lauter Kutschen ineinander gefahren sind und die Ladung Glasscheiben eines Wagens zerbrochen auf der Straße liegt. »Glück und Glas«, kommentiert Bo-

tho. »Und mit Widerstreben sah er hin und dabei war ihm in allen Fingerspitzen, als schnitten ihn die Scherben.« Eine Spiegelung seines Lebens also: das Glück seiner zerbrochenen Liebe, aber vielleicht auch ein Bild des Todes überhaupt, denn bald hat er Durchfahrt zum Rollkrug: »Ein eiserner Arm streckte sich aus dem Giebel vor und trug einen aufrechtstehenden vergoldeten Schlüssel.« (138) Der goldene Schlüssel zum Himmelreich, in das aber, so scheint es, nicht alle Menschen dieses internationalen Jahrmarktes kommen, denn das folgende Kirchhofsgelände ist aufgeteilt in den *alten* und den *neuen* Jakobifriedhof. Auf dem neuen Friedhof befindet sich Frau Nimptschs Grab; sie ist im Himmel. In unmittelbarer Nähe des alten Friedhofs wird Botho noch einmal Spiegelungen seiner Liebe ausgesetzt:

Vor dem letzten Hause standen umherziehende Spielleute, Horn und Harfe, dem Anscheine nach Mann und Frau. Die Frau sang auch, aber der Wind, der hier ziemlich scharf ging, trieb alles hügelan, und erst als Botho zehn Schritt und mehr an dem armen Musikantenpaare vorüber war, war er in der Lage, Text und Melodie zu hören. Es war dasselbe Lied, das sie damals auf dem Wilmersdorfer Spaziergange so heiter und glücklich gesungen hatten, und er erhob sich und blickte, wie wenn es ihm nachgerufen würde, nach dem Musikantenpaare zurück. Die standen abgekehrt und sahen nichts, ein hübsches Dienstmädchen aber, das an der Giebelseite des Hauses mit Fensterputzen beschäftigt war und den um- und rückschauhaltenden Blick des jungen Offiziers sich zuschreiben mochte, schwenkte lustig von ihrem Fensterbrett her den Lederlappen und fiel übermütig mit ein: ›Ich denke dran, ich danke dir mein Leben, doch du Soldat, Soldat denkst du daran?‹ (139)

Dies ist der entscheidende Wendepunkt seiner Einstellung, denn die nun folgende Passage stellt Bothos Befreiung und Überwindung seiner verbotenen Liebe dar:

Botho, die Stirn in die Hand drückend, warf sich in die Droschke zurück und ein Gefühl, unendlich süß und unendlich schmerzlich, ergriff ihn. Aber freilich das Schmerzliche wog vor und fiel erst ab von ihm, als die Stadt hinter ihm lag und fern am Horizont im blauen Mittagsdämmer die Müggelberge sichtbar wurden.

Dann sagt er zu dem Kutscher: »Und wenn Sie die Musikantenleute noch treffen ... hier, das ist für die arme Frau.« (139) Von dem blauen Himmel bis zur Geste der Uneigennützigkeit ist der Befreiungsvorgang der Ehepartner in Beziehung gesetzt, denn über Käthe heißt es beim Ausflug nach Charlottenburg:

im Schloßpark aber könne man das Mausoleum sehen, wo die blaue Beleuchtung einen immer so sonderbar berühre, ja, sie möchte sagen, wie wenn einem ein Stück Himmel in die Seele falle. Das stimmt dann andächtig und zu frommer Betrachtung. [...] Und vielleicht wär' auch eine Frau mit Kringeln und Oblaten da, von der man etwas kaufen und dadurch im kleinen ein gutes Werk tun könne, sie sage mit Absicht ein ›gutes Werk‹ und vermeide das Wort christlich, denn Frau Salinger habe auch immer gegeben. (158)

Daß sich Käthe nun wieder mit Frau Salinger identifizieren kann, ist bezeichnend, aber es fällt auch auf, daß Botho immer wieder mit Paaren konfrontiert wird, wie hier das Mädchen und der Soldat und das Musikantenpaar, das Horn und Harfe spielt, die himmlischen Instrumente, während aus Käthes Leben bis auf die Berichte von Mr. Armstrong Männer nun verbannt scheinen. Der Blumenstrauß bei ihrer Rückkehr stammt von ihrer Wirtin, das Geld möchte sie einer Frau spenden, und sie denkt an Königin Luise. In beiden parallel konstruierten Passagen ist der befreiende Augenblick der Ehepartner, der ihnen die Zuwendung zueinander erlaubt, dargestellt, ohne daß das zentrale Ereignis in irgendeiner Weise ausgesprochen würde. Es sind die Implikationen des Textes, die die Botschaft vermitteln.

6

In der Spiegelung seines Schicksals von außen ist Botho reif geworden für die endgültige Lösung von Lene. Die Verbrennung ihrer Briefe bildet daher nur den folgerichtigen Anschluß an die Fahrt zum Friedhof: »Aber ich will ein Ende damit machen. Was sollen mir diese toten Dinge, die mir nur Unruhe stiften und mir mein bißchen Glück und meinen Ehefrieden kosten.« (142) Der Verbrennungsakt selbst ist dabei wieder voller Anspielungen, denn Botho übergibt die Briefe dem Feuer in einem »kleinen Herd« (143). Der Herd mit dem häuslich brennenden Feuer, das bei ihrem Tod nicht mehr brennen wollte, war das Zeichen Frau Nimptschs, die der Leser von Anfang an in enger Beziehung zu ihm erlebt. Schon als er sie kennenlernt, »saß sie wie gewöhnlich an dem großen, kaum fußhohen Herd« (8), und gerade Botho setzt sich bei seinem ersten Besuch zu ihr und sagt: »Ich kenne keinen Herd, auf den ich so gern sehe: immer Feuer, immer Wärme.« (22) Dem Herd also, dem Symbol des häuslichen Lebens, werden die Briefe im wahrsten Sinn des Wortes geopfert, und Bothos nun folgende Geste verstärkt den Eindruck:

Und nun schob er den eleganten Kaminschirm wieder vor, in dessen Mitte sich die Nachbildung einer pompejanischen Wandfigur befand. Hun-

dertmal war sein Auge darüber hinweggeglitten, ohne zu beachten, was es eigentlich sei, heute sah er es und sagte: »Minerva mit Schild und Speer. Aber Speer bei Fuß. Vielleicht bedeutet es Ruhe [...] Wär' es so.« (143)

Wieder darf zum Verständnis das Detail nicht übersehen werden, denn Minerva ist das römische Äquivalent der griechischen Pallas Athene, der jungfräulichen Göttin, die als Schirmerin der Zivilisation verehrt wurde und in Friedenszeiten ihre Waffen beiseitelegte. Und als ob die vielsagende mythologische Figur noch eine weitere antike Assoziation nach sich zöge, gibt Botho sich, kaum hat er sich von der außerehelichen Unordnung losgesagt und Minerva als Schutzgöttin anerkannt, in großer Geste als mythologisch überhöhtes Familienoberhaupt zu erkennen: Dem Küchenpersonal gegenüber »began er [...] die Rolle des donnernden Zeus zu spielen« (144). Er hat sich also entschieden, seine Rolle als Ehemann und Familienvorstand zu akzeptieren, und zwar in der für das 19. Jahrhundert typischen gottvatergleichen Omnipotenz. Er verlangt gebieterisch etwas zu essen, der Sinn dieser Forderung braucht nicht mehr erläutert zu werden. Auf dem Balkon läßt er sich einen Imbiß servieren, und vielleicht ist es nicht einmal Zufall, daß Bothos frühere Junggesellenwohnung in der Bellevuestraße »zwischen einem Front- und einem Gartenbalkon« (34) lag, so daß er noch die Wahl zwischen offizieller und inoffizieller Liebe hatte, während die eheliche Wohnung in der Landgrafenstraße nur einen Balkon hat. Auf ihm sieht der Leser Botho nun sogleich in der typischen Pose des häuslichen Bürgers: beim Zeitunglesen. Und was liest er? Das *Berliner Fremdenblatt* mit gesellschaftlichen Nachrichten und Anzeigen, die Lektüre seiner »kleinen Frau« (145), und die *Kreuzzeitung*¹¹, das konservative Sprachrohr seines adligen Standes - beide Zeitungen deuten an, daß Botho seiner Frau und seiner sozialen Klasse nähergekommen ist. Die Hochzeitsanzeige, die er in der *Kreuzzeitung* findet, spricht Bände: »Unsere heut vollzogene eheliche Verbindung beehren sich anzudeigen Adalbert von Lichterloh, Regierungsreferendar und Lieutenant der Reserve, Hildegard von Lichterloh, geb. Holtze.« (145) Hier hat offenbar im Gegensatz zu Botho ein Adliger gewagt, eine Bürgerliche zu heiraten, und die Anzeige selbst erklärt in dem für Fontane typischen Spiel mit Namen auch, warum: Er brannte lichterloh, und sie war das Hölz, das die Flamme nährte. Botho hat keinen Grund mehr, sich über die Albernheiten seiner Frau zu beklagen; er selbst liest nun die Heiratsanzeigen, und sein Interesse daran wird ihn in der Schlußszene des Romans in Verlegenheit bringen.

Es bleibt allerdings zu sagen, daß es Botho trotz seines Entschlusses nicht ganz gelingt, seine Erinnerungen zu vergessen. Nach wie vor ist er zwei Bindungen verpflichtet. Sein Onkel, Baron von Osten, hatte ihm schon vor der Verlobung über seine Beziehung zu Käthe gesagt, »du bist doch so gut wie gebunden« (44), und damit die konventionelle, familiär arrangierte Verbin-

dung adliger Familien charakterisiert. Dagegen hatte Lene ahnungslos genau dieselbe Formulierung gesetzt (67), als sie eins ihrer Haare um das Immortellensträußchen band, das Botho bei ihren Briefen aufbewahrte und mit ihnen verbrannt hat. Sein letztes Wort dabei war »Alles Asche. Und doch gebunden.« (143) Und wirklich ist er bei Käthes letzter Erzählung aus Schlangenbad, dem Erlebnis mit der falschen Russin, geistesabwesend und in Gedanken versunken: »Aber Botho, du sprichst ja nicht, du hörst ja gar nicht ...« »Doch, doch, Käthe...« (161) Sein Entschluß, sich ganz der Ehe mit Käthe zu verschreiben, ist ihm also nicht leicht gefallen, aber da er nun zur Ehe reif ist, kann er auch Bozel Rexin auf einem Spazierritt einen Rat geben, wie dieser sich in der Affaire mit der »schwarzen Jette« verhalten soll, und seine Stellungnahme ist, wie könnte es anders sein, eine Absage an die erotische Unordnung:

Bei dem, was Sie vorhaben, ist immer nur zweierlei möglich, und das eine ist geradeso schlimm wie das andre. Spielen sie den Treuen und Ausdauernden, oder was dasselbe sagen will, brechen Sie von Grund aus mit Stand und Herkommen und Sitte, so werden Sie, wenn Sie nicht versumpfen, über kurz oder lang sich selbst ein Greuel und eine Last sein, verläuft es aber anders und schließen Sie, was die Regel ist, nach Jahr und Tag Ihren Frieden mit Gesellschaft und Familie, dann ist der Jammer da, dann muß gelöst werden, was durch glückliche Stunden und ach, was mehr bedeutet, durch unglückliche, durch Not und Ängste, verwebt und verwachsen ist. Und das tut weh. (150)

Käthe kann nach Hause kommen; auch Bothos Irrungen, Wirrungen sind vorüber.

Anmerkungen

¹HB 3.586.

²Peter-Klaus Schuster wendet diesen Terminus aus der Kunstgeschichte in seinem Buch *Theodor Fontane: Effi Briest - Ein Leben nach christlichen Bildern*, Tübingen 1978, erfolgreich auf Fontanes Technik der Symbolik an.

³Brief an Emil Dominik, 14. 7. 1887 (HB 3.551).

- ⁴So Walter Killy in *Wirklichkeit und Kunstcharakter. Neun Romane des 19. Jahrhunderts*. München 1963, S. 109. Killy erkennt daher auch die Bedeutung von Käthes Briefen aus Schlangenbad nicht. Nach ihm urteilt ganz ähnlich: Ingrid Mittenzwei, *Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen*. Bad Homburg v. d. Höh. u. a. 1970, S. 99. Aber die Autorin läßt Käthe mehr Gerechtigkeit widerfahren als Killy.
- ⁵Das Sonnenmotiv spielt eine ganz ähnliche Rolle in *Cécile*; vgl. dazu den Aufsatz in dem vorliegenden Band.
- ⁶Vgl. zu den Farben in *Irrungen, Wirrungen*: Eugène Faucher, »Farbsymbolik in ›Irrungen, Wirrungen‹«, in: *Zs. f. dt. Philol.* 92 (1973) Sonderheft Theodor Fontane, S. 59-73. Wegen dieses schon vorliegenden Aufsatzes bin ich auf die Farben nicht eingegangen, obwohl ich Fauchers Bemerkungen für ergänzungsbedürftig halte. Rothenmoor zum Beispiel wird von ihm gar nicht erwähnt.
- ⁷Auf das Datum und den Johannistag weist schon Faucher hin: »La langage chiffré dans ›Irrungen, Wirrungen‹ de Fontane«, in: *Etudes Germaniques* 24 (1969) No. 2, S. 210-222. Aber seine Erklärung scheint mir zu kurz zu greifen: »Est également daté, il est vrai, le départ de Käthe pour Schlangenbad. Mais là Fontane donne lui-même la en rappelant que c'est la Saint-Jean. A nous ensuite de consulter le Wörterbuch der deutschen Volkskunde pour y apprendre que la Saint-Jean est le jour ou les enfants sont rois.« (Anm. 33, S. 217) Faucher schließt daraus, daß das Abfahrtsdatum Käthes Unbedarftheit bestätigt, was sich mit meiner Deutung nicht deckt.
- ⁸*Meyers Großes Konversationslexikon*, 10. Bd. (Jonier bis Kimono) 1905, S. 286.
- ⁹M. Zenker, »Zur Technik von Fontanes ›Irrungen, Wirrungen‹«, in: *Monatshefte* XLV (1953), S. 25-34, weist auf S. 27 kurz darauf hin, ohne allerdings den Zusammenhang zu verfolgen.
- ¹⁰Killy, a. a. 0.
- ¹¹Fontane gehörte zwar selbst von 1860 bis 1870 der Redaktion der *Kreuzzeitung* an, hat sich aber nach seinem Ausscheiden zunehmend von ihr distanzieret; vgl. dazu etwa die Briefe an seine Frau vom 24. 6. 1881 und vom 16. 6. 1884 (Propyläen Briefe, 1.155 und 266).